

Vorab

19. März 2020: Der Tag, an dem die Genfer Tagung zur Thematik dieses Bandes ursprünglich hätte beginnen sollen, war einer der sonnigsten im Frühling der Corona-Krise – und für die meisten einer der ruhigsten. Die Agenden sind voller Absagen: Sitzungen, Vorträge, Zahnarzttermine, Sportanlässe, Konzerte, Lesungen, Festivitäten. Gereist wird kaum mehr: Nur noch wenige Flugzeuge heben ab, Züge verkehren nach reduziertem Fahrplan. Wie in vielen Ländern Europas sind die Schulen in der Schweiz seit drei Tagen und für unbestimmte Zeit geschlossen, ungefähr gleichzeitig, mit kantonalen Variationen, auch alle Museen, Bibliotheken, Restaurants und ein Großteil der Geschäfte. Sonst belebteste Einkaufsstraßen sind ausgestorben und bieten noch nie geschossene Bilder des Stillstands am helllichten Tag. Hektik herrscht hingegen in den Spitäler (und in der digitalen Welt: wegen zeitweilig überlasteter Netze gibt es Aufrufe zu sparsamem Medienkonsum).

„Restez à la maison!“, „Bleiben Sie zu Hause!“ ruft der Bundesrat in offiziellen Mitteilungen über Radio und Fernsehen der Bevölkerung zu, um die Weitergabe des Virus zu verhindern bzw. zu verlangsamen. Eine Ausgangssperre, wie sie in vielen Ländern bereits eingeführt ist, wird auch in der Schweiz diskutiert (es bleibt bei der Diskussion). Der Ausnahmezustand ist eine angeordnete Auszeit. Jedenfalls für manche und in mancher Hinsicht, denn etwa der Unterricht an Universitäten wie Schulen wird virtuell weitergeführt, und bei der allgemeinen Verkündigung von *homeoffice* liegt die Betonung nicht weniger auf *office* als auf *home*. Die Universität Genf ist stolz, dass kein einziger Kurs ausfallen muss im nahtlosen Übergang von den realen Örtlichkeiten in die simulierten Räume ihres eilig erworbenen Videokonferenzprogramms. Doch in den ihrerseits betriebsamen Medien wird viel geschrieben und geredet von ‚Verlangsam‘, ‚Entschleunigen‘, ‚Reduzieren‘, ‚Herunterfahren‘.

Bei der einstigen Planung hätten wir uns nicht träumen lassen, dass und wie das Thema der Tagung anstatt der Tagung Wirklichkeit werden könnte. Die Krise kreist in vielen materiellen, aber auch zeitlichen Dimensionen um schwierige Fragen der Abgrenzung und graduellen Abstufung von Luxus und Notwendigkeit. Weshalb und wann sind welche Verbote durch den Staat nötig, und wie motiviert er seine Bürger*innen, für deren Mehrheit die Virusinfektion mild verläuft, auch die weicheren Empfehlungen nicht für überflüssig, sondern sich solidarisch daran zu halten?

Aus der „obersten Priorität der Gesundheit der Bevölkerung“,¹ d. h. der Minimierung der unmittelbar vom Virus verursachten Todesfälle und schweren Krankheitsverläufe, ist die Notwendigkeit namentlich weitgehender wirtschaftlicher Einschränkungen zu begründen, die indes mittelbar nicht nur einen ökonomischen Preis haben, so dass es um keine einfache Alternative von Geld oder Leben geht. Und dabei ist Zeit Geld: Jeder Tag, jede Stunde der Auszeit kostet astronomische Summen. Privilegierte Länder können sich einen (längerem) *Lockdown* ganz anders leisten, wie überhaupt die Pandemie entgegen ihrem Begriff keineswegs alle gleich trifft, weder gesundheitlich noch finanziell. Nur dort, wo genügend Beatmungsmaschinen – oder eher: mehr als genügend (denn: was heißt genügend mit Blick auf den zu erwartenden Mehrbedarf?) – vorhanden sind oder beschafft werden können, sind keine fatalen Entscheidungen nötig, bei wem sich die Beatmung noch „lohn“; Entscheidungen, die sich auch, jedoch auf ganz andere Weise erübrigen, wo es solche Maschinen gar nicht gibt.

Welche Geschäfte, welche Berufstätigkeiten sind – mit dem schönen neuen Wort des Corona-Frühlings – systemrelevant, welche hingegen – mit dem daraus ableitbaren Synonym für „luxuriös“ – systemirrelevant (so wie wir)? Wenn in Genf, diesen Frühling ohne prestigeträchtige Karosse-Messe (*salon de l'automobile*), kein Luxus-Laden offen ist, fallen für einmal alle unter dieses Label außer Lebensmittelgeschäfte und Apotheken, die Händler mit Artikeln des Grundbedarfs. *En detail* ist die Abgrenzung freilich kompliziert: Weil, zum Beispiel, die Läden für Unnötiges per Dekret geschlossen sind, müssen in der „gerechten“ Schweiz die Großverteiler ihr Sortiment entsprechend beschränken, konkret: absperren (vgl. Abb. S. VII). So trennen Plastikbänder und Kartonabdeckungen die unverkäuflichen, da überflüssigen Schönheitsprodukte und Geburtstagsutensilien von den lebensnotwendigen Pflegespülungen (zur Bändigung der wegen Coiffeur-Verbots verwilderten Haare), Druckerpapierstößen (fürs *homeoffice*), Leselupen und Linsenale (für Durchblick, Geradlinigkeit und Maßhalten).

Hier ergibt sich *en miniature* auf nicht-existuellen Nebenschauplätzen die Chance – vielleicht eine der vielbeschworenen Chancen der Krise – praktisch und räumlich zu erfahren, wie relativ und zumindest graduell willkürlich Definitionen von Luxus und Notwendigkeit sind. Auch die historische Beweglichkeit der Abgrenzung lässt sich im Zeitraffer der Krise von Tag zu Tag verfolgen: Viele, für die das Militär zuvor überflüssig gewesen ist, melden sich jetzt, da die Truppen zur Unterstützung des Gesundheitswesens systemrelevant werden, freiwillig zum nun

¹ Erklärung des Schweizerischen Bundesamts für Gesundheit: <https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/krankheiten/ausbrueche-epidemien-pandemien/aktuelle-ausbrueche-epidemien/novel-cov/situation-schweiz-und-international.html> (Stand: 19. März 2020).



Abb. 1: Die rot-weiße Grenze zwischen Lebensnotwendigem und Überflüssigem: Deodorant versus Lippenstift, Geo-Dreieck versus Geburtstagskarte (Fotos: C. Weder, 19. März 2020).

notwendigen Dienst. Vom Wäschereigeschäft, das vor einigen Tagen als luxuriöser Dienstleister im *Lockdown light*, wie die schweizerisch gemäßigte Variante heißt, schließen musste, erhält man eine Nachricht per SMS: „NEU fallen Textilreinigungen unter den täglichen Bedarf und dürfen offen bleiben.“ In diesem Fall geschäftlich erfreulich: Der Luxusstatus ist so rasch zerronnen wie gewonnen. Umgekehrt wird propere Bekleidung unter der Gürtellinie, in gewöhnlichen Zeiten essenziell, plötzlich überflüssig, weil man über die digitalen Kacheln der Öffentlichkeit höchstens noch als Brustbild unter die Augen tritt.

Eine Veranstaltung wie die geplante Tagung im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekts *Luxus und Moderne. Die Ambivalenz des Überflüssigen in Kulturkonzeptionen der Literatur und Ästhetik seit dem 18. Jahrhundert* ist im März 2020 innert einer Woche nicht nur völlig unnötig, sondern auch unmöglich geworden. Am Verschiebungstermin (29.–31. Oktober) war sie dies weiterhin – oder genauer: erneut, einen Tag nach der bundesrätlichen Anordnung eines zweiten Teil-*Lockdowns*. Denn die herbstliche ‚zweite Welle‘ hat sich im Timing so genau ans Ausweichdatum gehalten wie die erste an den ursprünglichen Termin. So ist zusätzlich ein Ausweichort bzw. eine Vielzahl von deutsch-amerikanisch-schweizerischen Orten gefunden worden, und der Austausch fand für diesmal wirklich international, nämlich *online* statt.

In diesem Sinne danken wir den Teilnehmenden der Tagung für die wendige Anpassung an die Umstände und die – trotz ‚distanzierter‘ Form – engagierten Diskussionen. Unser Dank gilt ebenso dem Lausanner Teil der Projektgruppe, Hans-Georg von Arburg, Maria Magnin und Raphael Müller, für die Moderation, Florence Gamboni und Fanny Audeoud für die organisatorische und redaktionelle Unterstützung sowie Marcus Böhm für die so umsichtige wie enthusiastische Betreuung des Bandes, den die Universität Genf mitfinanziert hat.

Genf, im November 2020

Christine Weder

